

„Wohin soll ich mich wenden...?“

Meditation zur „Deutschen Messe“

von Johann Philipp Neumann und Franz Schubert*

Michael Theobald, Tübingen

I.

Das Leben ist eine Reise, ein Weg. Wohin er uns führen, was er uns bringen wird? Das fragen wir uns bang. Wer mit mir geht? Mit wem ich gehen darf? Wie lange mir Weggeleit geschenkt ist? Und was dann kommt? Werden meine Wege einmal einsam und öde enden? Unser Leben ist eine Reise, ein Weg in ein unbekanntes Land.

Niemand wusste das besser als Franz Schubert, dem der Weg zum Leitmotiv seines künstlerischen Schaffens wurde. Kaum gereist, ein wenig Österreich gesehen, auf einem einsamen Schloss in der heutigen Slowakei bei zwei mehrmonatigen Aufenthalten Klavierunterricht erteilt, irrte er in der Wüste der Großstadt Wien von Wohnung zu Wohnung. Seine Reise endete in seinem 31. Lebensjahr.

In seinem 30. Lebensjahr, 1827, vertonte er die „Winterreise“ von Wilhelm Müller, Stationen einer Wanderung durch eine menschlich erstarrte Welt in einem Winter, auf den kein Frühling folgt. „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus ...“. „Was soll ich länger weilen, daß man mich trieb hinaus ...?“ Den Liederzyklus vollendet er im Oktober. Am 16. Oktober bedankt er sich bei Johann Philipp Neumann, Physik-Professor am Polytechnischen Institut in Wien, für den Erhalt von 100 Gulden für seine Vertonung der „Deutschen Messe“¹. Johann Philipp Neumann hatte den Text gedichtet und seine Vertonung bei Franz Schubert in Auftrag gegeben, volkstümlich und homophon sollte sie sein. Schubert war diesem Auftrag nachgekommen und hatte ihn zeitgleich mit dem Abschluss seiner „Winterreise“ ausgeführt – in tiefer „Andacht“, wie er sagen würde. Die „Winterreise“ und die „Deutsche Messe“! Geht beides überhaupt zusammen?

* Vorgetragen im Rahmen einer konzertanten Aufführung der „Deutschen Messe“ in St. Stephanus zu Tübingen am 1. Adventssonntag 2003.

¹ Vgl. Schubert. *Die Dokumente seines Lebens*. Gesammelt und erläutert von O.E. Deutsch mit einem Geleitwort von P. Gülke. Wiesbaden-Leipzig-Paris 1996 (= erw. Nachdruck der 2. Aufl. Leipzig 1980), 459 (dort findet man neben dem Brief F. Schuberts auch biographische Daten zu J.P. Neumann). – Zur „Deutschen Messe“ vgl. F. Burkhart, *Franz Schuberts „Deutsche Messe“*. Schicksale eines berühmten Messliedes: ÖMZ 31 (1976) 565–573, sowie die Lit. in: E. Hilmer/M. Jestremski (Hrsg.), *Schubert-Lexikon*. Graz ²1997, 80f.

Offenbar ja. Sein Thema – das Leben eine Reise, ein Weg auf den dunklen Pfaden dieser Erde – trat Franz Schubert auch aus diesem Text entgegen, hier freilich in einer Variation der Hoffnung: „Du bist’s, der meinen Wegen ein sich’res Ziel verleihet“, heißt es „zum Eingang“; und zum Evangelium bittet der Chor: „Verleihe uns Kraft und Mut, dass wir nicht nur die Wege seh’n, die der Erlöser ging, daß wir auch streben nachzugeh’n“. Und der Schlussgesang mündet in die Bitte ein: „Segne, Herr, mich und die Meinen, segne unseren Lebensgang!“

In einem berühmten Brief an seinen Vater und seine Stiefmutter vom 25. Juli 1825 berichtet Franz Schubert aus Steyr: „Auch wunderte man sich sehr über meine Frömmigkeit, die ich in einer Hymne an die heil. Jungfrau ausgedrückt habe, und, wie es scheint, die Gemüter ergreift und zur Andacht stimmt. Ich glaube, das kommt daher, weil ich mich zur Andacht nie forcierre, und, außer wenn ich von ihr unwillkürlich übermannt werde, nie der gleichen Hymnen oder Gebet komponierte, dann aber ist sie auch gewöhnlich die rechte und wahre Andacht“². „Weil ich mich zur Andacht nie forcriere“ – das schreibt er an ein Elternhaus, in dem religiöser Drill das Atmen schwer machte, was Franz Schubert auf dogmatische Enge und religiöse Förmlichkeit zeitlebens allergisch reagieren ließ³. Wie seine Musik hohle Fassaden nicht kennt, so war es für ihn selbstverständlich, dass auch beim Glauben nur Wahrhaftigkeit zählt. Authentisch sollte er sein, geprägt durch die eigene Erfahrung. Und so dürfen wir uns auch nicht darüber wundern, wie das zusammenklingen mag: die dunkle Verzweiflung der „Winterreise“ und die schlichte Zuversicht der „Deutschen Messe“. Dort der vereinsamte und leidende Künstler, hier der einfache Volkston eines Glaubens, zu dem der Tondichter Zuflucht nahm. Die „Deutsche Messe“ – der Ausdruck eines Menschen, der, wie der Vater des an Epilepsie leidenden Knaben im Evangelium ausruft: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“? (Mk 9,24).

II.

Zum Evangelium und Credo:

„Noch lag die Schöpfung formlos da, nach heiligem Bericht;
da sprach der Herr: Es werde Licht! Er sprach’s und es ward Licht.
Und Leben regt und reget sich, und Ordnung tritt hervor.
Und überall, all überall tönt Preis und Dank empor, tönt Preis und Dank empor.

² Deutsch, a.a.O. (Anm. 1) 299.

³ Vgl. M. Theobald, *Vita aeterna ohne Resurrectio mortuorum?* Franz Schubert zum 31. Januar 1997, in: *ThQ* 177 (1997) 56–58 (Nachdruck in: *Musica Sacra* 117 [1997] 228f.).

Der Mensch auch lag in Geistesnacht, erstarrt von dunklem Wahn;
 Der Heiland kam, und es ward Licht! Und heller Tag bricht an.
 Und seiner Lehre heil'ger Strahl weckt Leben nah und fern;
 Und alle Herzen pochen Dank, und preisen Gott, den Herrn,
 und preisen Gott den Herrn.

Doch warnend spricht der heil'ge Mund: Nicht frommt der Glaub' allein,
 nur die Erfüllung eurer Pflicht kann Leben ihm verleih'n.
 Drum gib ein gläubiges Gemüt! Und gib uns auch, o Gott,
 ein liebend Herz, das fromm und treu stets folget dem Gebot,
 stets folget dem Gebot!

Verleih uns Kraft und Mut, dass wir nicht nur die Wege seh'n,
 die der Erlöser ging, dass wir auch streben nachzugeh'n.
 Lass so Dein Evangelium uns Himmelsbotschaft sein,
 und führ uns, Herr, durch Deine Huld ins Reich der Wonnen ein,
 ins Reich der Wonnen ein.“

In eine so einfache Sprache lässt sich der anspruchsvolle Text des kirchlichen Glaubensbekenntnisses – das Credo – übersetzen: „Da sprach der Herr: Es werde Licht! ...“ – die *Schöpfungs*-Strophe. „Der Heiland kam, und es ward Licht ... Und seiner Lehre heil'ger Strahl weckt Leben nah und fern“ – die *Christus*-Strophe. „Und gib uns auch, o Gott, ein liebend Herz“ – die *Geist*-Strophe. Und am Ende bittet die Gemeinde um die Kraft, die Wege Jesu, die sie zuvor das Evangelium hat „sehen“(!) lassen, nun auch selbst „nachzugeh'n“.

Gewiss atmet dieser Text ganz den zeitgenössischen Geist der Aufklärung. Das Evangelium wird zum „heil'gen Strahl“, der die „Geistesnacht“ der Menschen erhellt, zur „Lehre“, die „von dunklem Wahn“ befreit. Und die Botschaft des Jakobusbriefs, der Glaube sei „für sich allein tot, wenn er nicht Werke vorzuweisen hat“ (Jak 2,17), klingt jetzt volkspädagogisch, wie durch die Schule Immanuel Kants hindurchgegangen: „Nicht frommt der Glaub' allein, nur die Erfüllung eurer Pflicht kann Leben ihm verleih'n“. Aber wer wollte bezweifeln, dass dieses Lied tiefe Wahrheit enthält: Preis und Dank – darin antwortet der Mensch seinem Schöpfer; „ein liebend Herz“⁴ – darin zeigt sich, dass der Mensch auf seiner Lebenswanderung Jesus wirklich nachfolgt.

⁴ Diese Wendung hat wohl N. Bosslet, *Nicht mehr zeitgemäß. Die Schubertmesse – Beispiel eines überholten Liturgieverständnisses*, in: *Gottesdienst* 2, 28. Jg. (1994) 12–13, übersehen, wenn er am Text von J.P. Neumann die „individuelle Frömmigkeit (rügt), die den Gedanken an den Nächsten, an die Gemeinde gar nicht aufkommen“ lasse. Gegen die Beckmessereien des Autors wendet sich zu Recht W. Bodendorff, *Die Deutsche Messe von Schubert – „nicht mehr zeitgemäß?“*, in: *Brille* 13 (1994) 141–143.

Und die „Geistesnacht“ der Menschen, ihr „dunkler Wahn“, in dem sie das Antlitz der Schöpfung entstellen!? Es gibt einen beeindruckenden Text von Franz Schubert dazu, der auch uns heute noch zu denken gibt, Notizen von einer Reise durch das Salzburger Land, die er seinem Bruder Ferdinand zugedacht hatte. Sie enthalten die Gedanken, die ihm am Pass Lueg mit seinen „rasend hohen Felsenwänden“ kamen. „In dieser schrecklichen Natur“, so seine Aufzeichnung vom 21. Sept. 1825⁵, „hat auch der Mensch seine noch schreckenvollere Bestialität zu verewigen gesucht. Denn hier war es, wo auf der einen Seite die Baiern, und die Tiroler auf der anderen Seite der Salzach, die sich tief, tief unten brausend den Weg bahnt, jenes grauenvolle Morden vollbrachten, indem die Tiroler, in den Felshöhen verborgen, auf die Baiern, welche den Pass gewinnen wollten, mit höllischem Lustgeschrei herabfeuerten, welche getroffen in die Tiefe herabstürzten, ohne je sehen zu können, woher die Schüsse kamen. Dieses höchst schändliche Beginnen, welches mehrere Tage und Wochen fortgesetzt wurde, suchte man durch eine Kapelle auf der Baiern Seite und durch ein rohes Kreuz in den Felsen auf der Tiroler Seite zum Theil zu bezeichnen, und zum Theil durch solche heilige Zeichen zu sühnen. Du herrlicher Christus, zu wie viel Schandthaten musst du dein Bild herleihen. Du selbst das grässlichste Denkmal der menschlichen Verworfenheit, da stellen sie dein Bild auf, als wollten sie sagen: Seht! die vollendetste Schöpfung des großen Gottes haben wir mit frechen Füßen zertreten, sollte es uns etwa Mühe kosten, das übrige Ungeziefer, genannt Menschen, mit leichtem Herzen zu vernichten?“ – Das also ist die „Geistesnacht“, der „dunkle Wahn“, von dem die „Deutsche Messe“ spricht, dass der Mensch in seinesgleichen nicht mehr das Geschöpf Gottes zu sehen und zu ehren vermag, das er selbst ist, dass er alle, die nicht seinem Machtwahn sich fügen wollen, wie „Ungeziefer“ behandelt, das ausgerottet werden muss. Und das Schlimmste – so Franz Schubert bitter – ist, dass die Mörder und ihre Nachfahren das alles auch noch religiös bemänteln wollen, Kapellen und Kreuze errichten, von denen sie Sühne erwarten, ohne sich selbst zu ändern. „Du herrlicher Christus“, ruft er aus, „zu wie viel Schandthaten musst du dein Bild herleihen!“ Du, die „vollendetste Schöpfung des großen Gottes“!

III.

Dieser Gebets- oder besser noch Klageruf inmitten eines Reisetagebuchs ist nun wirklich höchst erstaunlich. Wer ist dieser Jesus für Franz Schubert?

⁵ Deutsch, a.a.O. (Anm. 1) 320.

Die vollendetste Schöpfung Gottes!⁶ Zeuge tiefster Menschlichkeit, um derentwillen er Schmerzen leiden musste und verworfen wurde!⁷ Licht in der Finsternis von Angst und Not! Oder wie es „zum Eingang“ der „Deutschen Messe“ in Anlehnung an Mt 11,28–30 heißt: „Süß ist Dein Wort erschollen: zu mir, ihr Kummervollen! Zu mir! Ich will euch laben, euch nehmen Angst und Not“.

Weist uns denn nun die „Deutsche Messe“ auch selbst den Weg zu solch einer Menschlichkeit, frei von „Angst und Not“, und wie geschieht das? Der Raum, in den Text und Musik Chor und Gemeinde hinein nehmen, lässt sie zweierlei gewahr werden:

„Du gabst, o Herr, mir Sein und Leben, und Deiner Lehre himmlisch Licht. Was kann dafür, ich Staub, dir geben? Nur danken kann ich, mehr doch nicht“, so singt gleich der Chor „zum Offertorium“.

Trotz aller Zweifel, die im Text der „Deutschen Messe“ auch leise anklingen – „ein Bannort jede Stätte, ich selbst in Zufalls Hand“? –, so weiß der Beter doch: Das Leben, dessen er sich erfreuen darf, ist ihm geschenkt, er hat es nicht aus sich selbst. So wie ich bin – mit meinen Grenzen und Unzulänglichkeiten – bin ich mir selbst geschenkt! „Was hast du, was du nicht empfangen hast?“ fragt der heilige Paulus (1 Kor 4,7). Verwandelt mich ein solches Wissen nicht von Grund auf? Nicht umsonst durchzieht deshalb das Thema des Dankens die Messe wie ein Leitmotiv.

⁶ Natürlich entspricht das ganz dem Bild, das die Philosophen und Theologen der Aufklärungszeit sich von Jesus machten. Bezeichnend J.G. Herder: „Ein göttliches Phantom, das auf Erden wandelt, darf ich weder nachahmen noch nachdenken ... so ist für jeden Christen, für jeden christlichen Theologen der menschliche Christus kein Bild in den Wolken zum Anstaunen, sondern ein Vorbild auf Erden zur Nachahmung und Lehre. Jede Schrift, die dies Vorbild, die Gestalt des reinsten Menschen auf Erden historisch entwickelt und moralisch darstellt, ist ein evangelisches Buch; jede scholastische Spitzfindigkeit dagegen, die ihn zu einem exhumanen Blendwerk macht, ist den Schriften des Neuen Testaments gerade entgegen und schädlich“ (zitiert bei K. Barth, *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert*. Ihre Vorgeschichte und Geschichte. Zürich 1981, 299f.). – W. Dürr, *Dona nobis pacem*. Gedanken zu Schuberts späten Messen, in: ders., *Zeichen-Setzung. Aufsätze zur musikalischen Poetik* (hrsg. v. W. Aderhold/W. Litschauer). Kassel, Basel, London 1992, 83–98, 88f.: „Jesus, die ‚vollendetste Schöpfung‘ Gottes, Zeichen dafür, dass die romantische Utopie der Vollkommenheit nicht gänzlich unerreichbar bleiben muss ...“.

⁷ Dass das den irdischen Jesus, *Menschwerdung* und *Kreuz* betreffende Mittelstück des Credo in seinen lateinischen Messekompositionen ein zentrales Gewicht bekommt, ist kein Zufall, ebenso die besondere Profilierung des *Agnus Dei* in den späten Messen als tiefer Ausdruck von „Schmerz“ (zur musikalischen Figur des „Kreuzzeichens“ sowohl im Lied „Der Doppelgänger“ von Heinrich Heine wie im *Agnus Dei* der Es-Dur Messe vgl. Dürr, *Dona*, a.a.O. (Anm. 6) 96f.) – Beachtlich in diesem Kontext sind die folgenden Sätze Schuberts aus einem „Notizbuch“ von 1824 unter dem 27. März: „Keiner, der den Schmerz des Anderen, und keiner, der die Freude des Andern versteht! Man glaubt immer, zu einander zu gehen, und man geht immer nur neben einander. O Qual für den, der dieß erkennt! – Meine Erzeugnisse sind durch den Verstand für Musik und durch meinen Schmerz vorhanden; jene, welche der Schmerz allein erzeugt hat, scheinen am wenigsten die Welt zu erfreuen“ (in: *Schubert*, a.a.O. [Anm. 1] 232f.).

Und ein Zweites: Wahre Menschlichkeit stellt sich nur dort ein, wo der Mensch das Staunen wieder lernt. „Staunen nur kann ich und staunend mich freu’n“. Anbetend vor dem „unnennbaren Gott“ zu stehen, ihn Vater nennen zu dürfen „mit kindlich froher Zuversicht“, wie es im „Gebet des Herrn“ (im Anhang) heißt, um das Geheimnis des je größeren Gottes zu wissen – das ist der Ort, der dem Menschen als Geschöpf Gottes gebührt; es ist der Ort, der ihn vor dem unmenschlichen, weil ihn überfordernden Hochmut bewahrt, der alles zerstörenden Hybris. Wie in den übrigen Messekompositionen Franz Schuberts, so dürfte deshalb auch in der „Deutschen Messe“ das dreimal Heilig die geheime Mitte des ganzen Gesangszyklus sein: „Heilig ist nur er! Er, der nie begonnen, Er, der immer war, einzig ist und waltet, sein wird immerdar!“⁸

⁸ Vgl. M. Jahrmärker, *Von der liturgischen Funktion zum persönlichen Bekenntnis*. Die Kirchenmusik, in: W. Dürr/ A. Krause (Hrsg.), *Schubert Handbuch*. Kassel, Basel, London 1997, 345–378, 359f. („Der Sanctus-Topos“).